

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 79 Bromberg, den 5. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ros hat sich jetzt wieder hingesetzt, hat aber vorher die Strickerei über den Tisch hingeschoben. Sie räkelt sich, reckt die Arme aus und lehnt sich, die Hände auf dem Hinterkopf zusammengelegt, an die Stabellenlehne zurück. Er findet, sie habe das nicht ungeschickt angestellt. Heimliche Fülle ... Er betreibt das Hinsehen in kurzen Abständen mit naschhaftem Wohlgefallen.

Sie läßt ihm Zeit. Sie läßt ihm reichlich Zeit. Was sie an der Balkandecke oben Besonderes erspäht haben könnte, leuchtet ihm zwar nicht ein; aber fast noch weniger vermag er aus sich selber klug zu werden. Denn die Sache liegt nun wirklich und wahrhaftig so: Hannes Fryner fängt von ungefähr wieder ans Freien zu denken an, nicht etwa lau und mit halbem Begehren, nein, er fühlt sich gemach von einer schönen Unternehmungslust beseelt. Und wenn er sich auch keineswegs verhehlt, daß sein Verlangen vor allem ihrer blutwarmen Körperlichkeit gilt, so ist es ihm doch zumut, als habe er sich von einem aus purer Blödheit eingeschlagenen Seitenweglein wieder auf die bequeme, gerade Straße heimgefunden. Ja, er vermag sich im stillen vorzureden: So einen leckern Apfel wird sich nicht jeder vom Heiratsbaum herunterbengeln.

Über seiner Einkehr und Bekehrung ist nur wenig Zeit vergangen, und doch ist Rose bereits etwas ungeduldig. „Mich nimmt bloß wunder, was da zu guter Letzt noch herauskommt," läßt sie sich mit aufmunternder Vertraulichkeit vernehmen. Und er nimmt die Gelegenheit ohne Säumen wahr, an ihre Rede sein neulich in den Vordergrund getretenes Anliegen anzuknüpfen, wieder mit einer treuherzigen Lüge verbrämt: „Jetzt kommt heraus, was eigentlich im Anfang hätte herauskommen sollen, halt wenn ich nicht zu sehr verdattert gewesen wäre. Ich hab' dir, kurz und gut gesagt, heute so nebenbei, weil wir doch miteinander zu Gevatter stehen müssen, einen Heiratsantrag machen wollen."

„Nur so nebenbei?" fragt sie, kein bißchen überrascht, und ohne ihre vorteilhafte Stellung vorläufig aufzugeben.

„Hm — man kann auch sagen: im Ernst." Er bringt es nicht fertig, seine Augen von ihr wegzutun.

Sie kichert leise in sich hinein. „Das ist aber zu lustig! Ich muß einfach lachen." Ja, und nun lacht sie heraus, nicht etwa gezwungen, nein, sie muß sich wirklich Gewalt antun, um sich wieder zurechtzufinden und zum Reden kommen zu können.

„Weißt du, warum ich so dumm tun muß?"

„Keine Ahnung."

Nun ist sie aufgestanden und dicht vor ihn hingetreten. „Ich lache nur, weil ich schon die längste Zeit gewußt habe, wo alles hinaus will. Ich lache, weil mein Onkel Urech bereits schon gestern abend für dich den Hochstand gemacht hat. Du hättest dir mein Jawort ganz gut bei ihm in der Wehrtanne holen können."

Hannes Fryner denkt bei sich: Jetzt wirst du allweg nicht das gescheiteste Gesicht schneiden. Wie sie aber so jung und lebensbereit vor ihm steht und ihm mit den Augen gleichsam ihr ganzes Sein und Wesen schenkt, muß er sich, fast ohne Wissen und Wollen, von der Bank wegtun und ihr behutsam den Arm um den Hals legen. „Da hättest du mir aber doch etwas zu merken geben können."

Sie hält sich warm an seine Nähe. „Ich hab' halt nicht gemerkt, daß du so unmerkig bist. — Ja, das darf ich dir schon sagen: das Theater wäre mir jetzt bald verleidet. Überhaupt — wie kann einer so trocken dasitzen, wenn er doch aus einem wirklichen Grund gekommen ist! Grad als wenn du von Stein wärest und ich von Holz."

„Du bist aber nicht von Holz." Er spricht das im Tone redlicher Überzeugung. „Und was mich angeht, wirst du auch daneben geraten haben."

„Also — dann passen wir ja ganz gut zusammen."

„Das glaube ich auch."

Hannes Fryner hat diese Worte nicht leichthin dahergeschwatzt; es ist ihm wirklich zumut, als sei ihm unverhofft das Lichtlein der Erkenntnis aufgegangen.

Sie setzten sich nun in schönem Einigsein nebeneinander auf die Fensterbank. „Jetzt könnt' ich dir vielleicht sagen, was sich bei einem Taufe-Anlaß für den Götti schickt," bringt sie nach einer Weile neckisch vor. „Es schickt sich für ihn, daß er mit der Gotte hübsch artig ist und ihr auch ein paar Feuersteine kauft."

„Du kannst mich ja dann daran erinnern, wenn ich's vergesse. Und artig sein will ich auch."

Aber doch nicht ganz so, wie jetzt — halt, wenn es jemand sieht," mahnt sie lächelnd und blickt ihm wieder in die Augen wie vorhin, mit allen Sinnen. Dabei fällt ihm, fast wie durchs Fenster hereingeworfen, das Sprüchlein ein, das der Kleiner auf dem Überschyn einmal über die Ros gemacht hat: „Es ist kein Wunder, daß die ein bisselchen mehr als andere mit ihrem hitzigen Jungsein zu tun hat. Sie hat das von ihrer Mutter überkommen. Kann ich wissen."

Er hat ihre linke Hand in seine breiten Tatzen genommen; trotz des vielen Schaffens ist die noch mollig und weich. Er kann es sich nicht versagen, ihren Ärmel ein wenig zurückzustreifen, um fingernd die Armdicke zu messen, und sie findet sich mit diesen seinen Beschäftigungen gelassen ab.

„Auf dem Heiletsboden werden meine Arme dann wohl nicht runder werden," meint sie nach einer Weile. „Der Acker gegen die Wehrtanne hinaus muß um die Hälfte größer sein." Und dann spazieren ihre Gedanken gleich wieder in einer andern Richtung: „Ja, das hätt' ich dich nun doch schon lange gern einmal gefragt: Hast du nie mehr daran gedacht, wie du mich auf dem Heimweg von der Schule aus dem Schnee ziehen mußtest? — Wie — nicht einmal auf das kannst du dich besinnen? Und bist damals schon in der sechsten Klasse gewesen, und ich erst in der dritten! Es ist doch ein Rutsch von der vorderen Brockenweide herabgekommen, bei einem Haar wär ich zugedeckt worden. Du

hast mich herausgerissen und fast bis zum Überschynhöflein getragen, und bist dazu wie besessen gerannt, denn es sind oben immer noch mehr Schneerutsche losgekommen. Als ich beim Überschyngatter heulen mußte wegen der ausgestandenen Angst, hast du mir einen ziemlich groben Klaps gegeben und hast gesagt: „Warum habt ihr Maulaffen feil an einer Stelle, wo man nie sicher ist!" Sie kichert leise in sich hinein. „Heute würdest du mir den Klaps nicht mehr geben, gelt? Und zum durch den Schnee tragen wär ich dir allweg zu schwer."

„Das käme halt aufs Probieren an," sagt Hannes Fryner ziemlich protzig. Da steht sie bereits vor ihm, recht munter und unternehmend. Er zögert nicht lange, sie in seine kräftigen Arme zu nehmen und die kurze Spanne bis zum Ofen und wieder zur Bank zurück zu tragen. Er tut das mit sehr freundlichem Willen, gewiß, sie darf sich bei ihm wohl und geborgen fühlen. „Au — laß mich nur nicht fallen!" flüstert sie ihm ins Ohr, seinen Nacken krampfhaft umklammernd. Auch als sie nun bereits wieder fest auf ihren zwei Beinen steht, ist die Angelegenheit für beide noch nicht ganz erledigt, sie verharren einstweilen in freundlichnachbarlicher Umarmung.

Ein schüchternes Klopfen an der Küchentüre läßt Rose erschrocken aufhorchen. Sie geht augenblicklich hinaus. Der Freier vernimmt nur einzelne Worte von dem, was draußen unterhandelt wird. Jetzt steht sie schon wieder vor ihm, sichtlich ungehalten, aber mit aufgesetzter guter Miene.

„Man muß es der Mutter zulieb tun," bringt sie zögernd vor. „Der Vater hat halt heute abend einen kleinen Dampf heimgebracht, es kommt ja nicht oft vor, aber er hat dann immer so Ideen nachher. Nun hat er scheint's einesmals auf die Decke gehauen und gesagt, es sei jetzt genug, der Schein von der Lampe an den Bäumen mache ihn nervös. Und wenn es nicht Luft gebe, wolle er selber herabkommen."

Hannes Fryner hat bereits den Hut in der Hand. „So, wird man da heimgeschickt?"

Ros hängt sich bittend an ihn. „Nicht von mir — du! Nicht von mir! Wenn du dich dann erst zu erkennen gegeben hast — so wie mir — wirst du gut Wetter bei ihm haben. Er kann doch jetzt noch nicht wissen, wie's von dir gemeint ist."

„Gut, geht man halt."

Die Ros bettelt nochmals: „Nicht übelnehmen, gelt! Nicht übelnehmen! Es ist gewiß nur der ungute Wein. Ich möcht' ja zu gern mit dir hinauskommen, doch er ist jetzt allweg am Fenster, dann würd' er mir am Ende noch den Marsch machen — oder gar beiden. Aber am Sonntag, am Sonntag, da wird es dann schön sein — du! Ich freue mich so!"

Sie schiebt ihn förmlich hinaus. Aber in der letzten Umarmung, die zwar nur Sekunden dauern darf, gibt sie ihm noch einmal so recht von Herzen ihre warme Hinneigung zu erkennen.

Das Taufefest.

Die Taufegesellschaft vom Heiletsboden hat sich nach Ablauf der heiligen Handlung mit andern Kirchgängern vom Berge durch eine kleine Wegzehrung im Wirtshause zum Störchli für den beschwerlichen Heimweg gestärkt. Niemand hat Eile, am wenigsten die Taufleute; denn es liegt für Urech Leu fest, daß zum mindesten die übliche Einkehrzeit innegehalten werden muß.

Es wird halblaut hin und her geschwatzt, und der besondere Anlaß bringt es mit, daß man am Taufetisch von ungefähr beim Golde anlangt. „Was würdest du anstellen, wenn du morgen beim Gartenumgraben so einen gelben Klotz finden würdest, ungefähr gleich groß wie ein mittleres Hausbrot?" fragt der Taufvater die Gotte Ros Amstein. Die muß sich nicht lang besinnen. „Da würd' ich halt ein Axtlein nehmen und den Bollen mittenabeinander hauen. Die Hälfte wollt' ich dem Otto als Taufangebinde verehren, der andere Teil, und wenn's auch der kleinere wär', der würde für uns zwei lustig langen. Meinst du nicht, Johann?"

„Ja ja, das glaube ich auch," gibt der Hochzeiter aus einer kleinen Zerstreutheit heraus zurück, immerhin eilfertig, denn sie darf nicht merken, daß er die Frage gleichsam nur so aus der Ferne gehört hat. Seine Augen und seine Gedanken sind anderswo gewesen: bei der hübschen Eva Mai von der Strubegg, die zwischen den Gästen flink bedienend ab- und zugeht. Da ihr Vater früh starb und das elterliche Heimwesen auf der Strubegg in andere Hände fiel, kam sie gleich nach dem Schulaustritt zu Verwandten ins Unterland und war ihm mit der Zeit fast ganz aus Sinn und Denken gekommen. Seine Gewohnheit rechnet es ihr bereits als Verdienst an, daß es sie wieder in den Bannkreis des Berges gezogen hat; daneben muß er sich fleißig wundern, wie lieblich und zart sie in ihre schöne Zeit hineingewachsen ist. Manchmal, wenn sie das freundliche Scherzwort eines Gastes mit einem Lächeln quittiert, denkt er bei sich: Ach — so ein Lächeln müßte man sich als ganz alleiniges Eigentum von ihr in der Stille dürfen schenken lassen! —

Eigentlich eine sehr unverdienstliche Nebenbeschäftigung für einen, der verkauft und angebunden ist. So kehrt denn der angehende Hochzeiter je und je wieder mit einem Ruck in das ihm nun eben einmal vorgezeichnete Muß zurück. Wenn auch von seinem Bund mit der Kirschgartentochter außer ihr selbst niemand Wissen hat als Urech Leu, so genügt das reichlich. Es genügt ebensogut, wie wenn dem Wehrtanner ein besiegelter Vertrag in Händen läge, den er nachher in der Bergstube zu Guldiswil zu aller Leute Sicht an die Wand nageln könnte.

Nein, die Ros Amstein soll ihm heute abend in der Kirschgartenstube nicht vorwerfen, er habe sich als ein trockener Götti aufgespielt, er verdiene auch als Hochzeiter Note zwei. Wie ist sie auf dem Talweg lieb und vertraulich zu ihm gewesen! Wohl gab sie sich vor den andern Mühe, ihr schwarzes Festkleid mit dem gebührlichen Ernst zu tragen, doch war ihre Feierlichkeit selbst in der Kirche vor dem Taufstein nur durch diese etwas frauenhaft steife Hülle beglaubigt. Bei jeder Gelegenheit gab ihm ein verstohlener Händedruck, ein schalkhafter Blick, eine geheimnisvoll sein sollende und doch unmißverständliche Anspielung von ihrem Verliebtsein und von ihrer hohen Glücksbereitschaft Kunde. Ihre Augen waren manchmal, wenn wenn sie ihn ansah, ganz voll von süßer Verheißung: Oh, was wird mit uns zweien sein — bald, bald! . . .

Der Täufling schläft in seinem von einem weißen Flor als von der ersten Hoffart überdeckten Tragkissenbettlein auf dem Kindlitisch in der Ofenecke. Auf diesem Tischlein haben auch Urech Leu und Hannes Fryner einmal gelegen, so gut wie die Kirschgarten-Rose und wohl auch die 56jährige Hebammen-Gritte von Guldiswil, die den Wehrtannerbuben altem Herkommen gemäß heut in der Kirche getragen hat. Die Störchliwirtin heißt auf dem Berg nicht umsonst die Kindlimutter. Scherzweise verlautet es ja hin und wieder, das Alter der Störchin sei schuld, daß die Zahl der zum Taufstein getragenen Bergkinder mit jedem Jahr kleiner werde. Sei dem, wie ihm wolle, die freundliche Frau ist auch heute noch unerschöpflich an Trost und Rat, wenn so ein kleines Strampelkind die Taufleute knapp vor dem Taufakt durch Schreien und Zwängen schier zur Verzweiflung bringt. Sie weiß aber auch, wann es an der Zeit ist, etwa einem Vater oder Götti den Kopf zurechtzusetzen, sofern die Feststimmung — bisweilen nicht nur bei den Herren der Schöpfung — zu überborden droht, was dem halb in Vergessenheit geratenen Säugling leicht zum Verhängnis werden könnte. Sie hat außerdem ein einwandfreies Taufebüchlein angelegt, manchem Hochzeitspaar vom Berge Höchst hat sie am Trauungstage schwarz auf weiß nachweisen können, daß an einem gewissen Sonntag vor soundso viel Jahren Braut und Bräutigam— allerdings damals als unschuldige Wickelkinder — nebeneinander da auf dem Kindlitisch gelegen und zusammen fast das Haus heruntergekräht hätten.

Hannes Fryner scherzt mit seiner Gotte und macht Sprüche. Er hat sich nun wieder in eine hübsche Aufgelegtheit hineingeschwatzt. Seine kleine Abirrung liegt bereits weit dahinten, wie er sich einredet. Die Bekehrung fiel ihm um so leichter, als sich das hübsche Schenkkind nach dem Verlaufen der meisten Kirchgänger nach der Küche verzog.

(Fortsetzung folgt.)

Bauern-Gebet.

O Gott, gib meiner Scholle Segen,
Und meine Saat gedeihen laß,
Schenk deinen Sonnenschein und Reg
Damit sich Scheune füllt und Faß.

Laß voller Kraft die Mutter Erde
Gebären, was im Schoß ihr ruht,
Vor Unheil schütze meine Herde,
Vor Flut und Glut mein Hab und Gu

Die Arme meiner Kinder stärke,
Daß regsam fließ ihr Tag dahin,
Und schenke ihnen Lust am Werke,
Ein frohes Herz und wackern Sinn.

Nicht will ich bitten, daß vom Leide
Du gänzlich wollest uns befrei'n;
Denn Wohl und Wehe müssen beide
Im Menschenherzen heimisch sein.

Und wenn die Seele einst nach droben
Sich heimsehnt aus dem müden Leib
So soll mein Erbe mir geloben,
Daß er wie ich ein Bauer bleib'.

Richard Zoozmann.

Christiansen quer durch die Blockade...

Christiansens vergessene Großtat. — Aus „Rubens" wurde „Marie". — Als Spion in Kapstadt. — Der „Irre" von Lausanne. — Erinnerungen.

Bei dem preußischen Beamtenschub ist Korvettenkapitän Karl Christiansen, der Bruder des weltbekannten Führers der „Do X", zum Polizeipräsidenten von Harburg-Wilhelmsburg ernannt worden. Damit wird einer der abenteuerlichsten Deutschen aus der Stille seiner Seefahrertätigkeit und seiner Arbeit als Schiffahrtssachverständiger wieder an die Öffentlichkeit gezogen. Sein größtes Kriegsabenteuer hat niemand ihm nachgemacht. Auch die von ihm so schwer geblufften Engländer sprachen mit größter Hochachtung von diesem Kapitän Karl Christiansen . . .

Die Christiansens müssen alle zur See fahren. Wer auf Wyk auf Föhr zur Welt kam, während draußen der Sturm heulte, der schwimmt auf dem Meer, wenn er über 15 hinaus ist und Christiansen heißt. Alte Friesen, scharf geschnittene Gesichter, helles Haar, stabile Gestalten. Sie reden nicht viel, aber gut. Blättert in der Geschichte der preußischen, der deutschen und schleswig-holsteinischen Marine. Den Namen dieser Christiansens findet ihr immer wieder.

Karl hatte noch vier Brüder. Alle gingen zur See. Karl denkt, wenn er an seine Jugend zurückdenkt, an Hamburg, denn hier kletterte er zuerst auf eins der großen Segelschiffe. Das nennt man Karriere: mit 20 Jahren als Offizier auf dem Fünfmastsegler „Preußen". Mit 23 Jahren Kapitän für große Fahrt. In Südamerika, aber auch sonst in der ganzen Welt kutschiert er auf kleinen und großen Kähnen herum. Lange im Dienst des Norddeutschen Lloyd. 1913 holt ihn der Schulschiffverein nach Kiel. Man brauchte Nachwuchs, Nachwuchs der durch eine gute Schule gegangen war. Gabs eine bessere als die unter einem Christiansen?

Und nun kam der Krieg.

Mit Munition zu Lettow-Vorbeck.

In Afrika schlugen sich die Deutschen in schier aussichtsloser Lage herum. Lettow-Vorbeck dirigierte diesen großen Kampf. Ein paar Gewehre ältesten Modells, zwei Geschütze, eine Handvoll Europäer und drei- bis viertausend Eingeborene: damit hielt man den Feind in Ostafrika auf. Wie lange noch? Das hing von der Munition und den Waffen ab. Lettow-Vorbeck brauchte Hilfe. Maschinengewehre, Handgranaten, gute, moderne Gewehre.

Da lag bei Kriegsausbruch ein englischer Dampfer im Hamburger Hafen. „Rubens" genannt. Man requirierte ihn und machte ihn zum Sperrkreuzer A. Als Karl Christiansen den alten Kahn sah, überlegte er eine halbe Minute und sagte dann: „Ich fahr hin!"

Durch die Blockadesperre hindurch nach Ostafrika! Ein tollkühnes Unternehmen. Man lud die Waffen ein, während man draußen über den Namen „Rubens" groß und schön „Marie" malen ließ. Langsam stößt er durch die Nordseesperre. Die Engländer bemerken ihn nicht und halten ihn für einen englischen Fischdampfer. Er hält sich fern von allen befahrenen Ozeanstraßen. So kommt der Dampfer langsam bis zum Rufidschi-Delta, wo der Kreuzer „Königsberg" gerade belagert wurde. Er erhält den Funkspruch von dem Kreuzer, nach Tanga zu steuern. Also durch die Kolonialblockade. Wachtschiff liegt neben Wachtschiff. Und dazwischen liegen die Korallenriffe.

Kurz vor Tanga kommt der Kreuzer „Hyazinth", als ein sehr schneller Engländer in die Quere und verlegt die Hafeneinfahrt. Christiansen weicht aus und fährt in die Mansabucht. Was steht bevor? Schwerste Beschießung. Und das, wo man doch Munition und Pulver an Bord hat. Wirklich fallen bald die ersten Granaten unweit von der „Marie" in die Bucht. Drei, vier, fünf schwere Treffer. Christiansen sieht, daß er so das Schiff nicht halten kann. Man geht in die Boote. Schutztruppen waren inzwischen herbeigeeilt und holten die Verwundeten ab. Man glaubt, das Schiff sei vernichtet. Am nächsten Tag wird das Schiff entladen. Ein paar Nigger als Träger. Wie die Wilden haben sie gearbeitet. Acht Wochen Lazarett für Christiansen. Dann Informationsdienst bei Lettow-Vorbeck und Fußmarsch zum Rufidschi-Delta. Zum Kreuzer „Königsberg". Mit wichtigen Aufträgen bricht Christiansen auf. Nachhause will er . . .

Der Spion mit dem norwegischen Paß.

Viermal schlug der „Norweger" auf der Straße einen wüsten Krach. Da entschlossen sich die Behörden in Kapstadt, ihn abzuschieben. Lärmbolde hatte man längst genug. Er stand schon auf dem Bahnhof von Kapstadt, als ein Portugiese, der ihn einmal in Hamburg unangenehm kennen gelernt hatte, ihn für ein Pfund verriet. Erst steckt man Christiansen in Kapstadt ins Gefängnis, bringt ihn dann nach London und macht ihm hier den Prozeß. In Scotland-Yard erkennt man, daß er kein Spion war. Man untersucht und prozessiert lange hin und her und spricht ihn frei. Er kommt in ein Kriegsgefangenenlager, bekannt unter „Holyport". Einen Monat später meldet er sich als Schwerkranker an. Reif für den Austausch. Er hat ein paar Tage gehungert, sich etwas gelb gefärbt, zittert, schleift die Beine. Nicht viel später ist er in der Schweiz. Also doch der Heimat näher. Hier sollte er nun warten, bis der Krieg zu Ende sei. Er spielt eine andere Rolle. Markiert unheilbaren Irrsinn. Seine Rolle spielt er so gut, daß man ihn mit bedauernden Worten nach Deutschland schafft. Wo Christiansen prompt wieder recht vernünftig die Glieder reckt und sich zur weiteren Verwendung meldet . . . — Am Schwarzen Meer in Sebastopol in der Krim gibt man ihm ein Kommando. Es ist mittlerweile 1918 geworden. Immer schwerer wird der Kampf. Dann ist es aus. Im Dezember 1918 kehrt Christiansen heim, um als Kapitän und Schiffsinspekteur zu arbeiten. Lange stand er auf der Kommando-Brücke des modernen Passagierdampfers „Rio Bravo".

Nun hat man ihn auf eine andere Kommando-Brücke gerufen. Er stand in schweren Zeiten seinen Mann. Er wird es auch jetzt tun. **H. T. Ruk.**

Im persischen Ölgebiet.

Von **Rosita Forbes**, der bekannten Reiseschriftstellerin.

„Persien den Persern!" So lautet die Losung der jungpersischen Radikalen. Ihrer Behauptung nach beuten ausländische Kreise das Land aus. Dabei bedenken sie nicht, obwohl sie es sehr gut wissen, daß der Perser nicht in dem Rufe geschäftlicher Ehrlichkeit steht, ohne die es nun einmal kein Vertrauen gibt. Sagte doch einmal ein Student zu mir: „Wenn ein persischer Bankdirektor sich im Besitz von 10000 Thomans bei ihm eingezahlter Depositen sieht, würde er keinen Augenblick zögern, das Geld an seine Freunde, und zwar zu höchst unfreundschaftlichen Zinsen, auszuleihen."

Den Persern fehlt die nötige Erfahrung zur Leitung eines Unternehmens; gleichwohl beschäftigt die Anglo-persische Petroleum-Gesellschaft soviele von ihnen wie nur möglich.

Zahlreiche Inder und Birmanen, die in der Petroleum-Industrie aufgewachsen sind, wurden durch Perser ersetzt, welche die Gesellschaft für höhere Stellen auszubilden strebt. Etwa 30 000 Orientalen sind auf den Ölfeldern beschäftigt. Die Gesellschaft liefert Wasser für die gesamte Bevölkerung, einschließlich der Eingeborenen, deren Zahl allein in Abadan rund 50 000 beträgt. Ferner stellt sie kostenlos ärztliche Hilfe in der ganzen Provinz zur Verfügung.

Handel und Gewerbe folgen der großen Verbindungsstraße, die, eine großartige Leistung der Technik, das unwirtliche Zagros-Gebirge überquert. In diesen Bergen wimmelte es einst von Räubern ,und ganze Regimenter Soldaten mußten während des Baus die Arbeiter beschützen. In etwa kilometerweiten Zwischenräumen erheben sich mit etwa einem Dutzend Soldaten besetzte Wachttürme, um die Sicherheit des Verkehrs zu verbürgen. Daß es sich dabei durchaus nicht um eine überflüssige Vorsichtsmaßnahme handelt, beweist die Tatsache, daß drei Tage vor meiner Ankunft in Sichtweite von Disful 5000 Schafe geraubt waren und eine Stunde nach meiner Abreise ein dem amerikanischen Gesandten in Teheran gehörender Lastkraftwagen angehalten und vollkommen ausgeplündert wurde.

Abadan, die heilige Stadt des Erdöls, hat Minaretts, Kuppeln und Moscheen, aber es sind hochragende Schornsteine und riesige Ölbehälter, diese mit einem Fassungsvermögen von zehn Millionen Litern und einem Durchmesser von 40 Metern. Ein Zoll Petroleum aus einem solchen Ungeheuer genügte für eine Kraftwagenfahrt fünfmal um die Erde oder auch, um 40 000 Lampen 24 Stunden lang brennend zu erhalten. Mit derartigen Zahlen spielt man hier in den Ölgebieten während der Mußestunden. Abadan ist nicht weniger glänzend erleuchtet als das vornehmste Viertel Londons; wird es zu warm, so kühlt man die Luft durch die verschiedensten elektrischen Apparate.

Das unweit gelegene Fields steht da, wo früher eine Wüste war. Es ist eine Stadt voller Gegensätze. Vor den Toren die hügelige Wüste, drinnen geregelter Verkehr und metallbelegte Straßen. Große stählerne Kräne stehen neben kleinen Wohnhäuschen. Die amerikanisch anmutende Stadt ist nach gut erdachtem Plane angelegt, während auf dem persischen Markt daneben Nomaden in beutelförmigen schwarzen Hosen und bis zur halben Wade gehenden Röcken, mit schwarzen Fellmützen auf dem Kopf, in Begleitung ihrer Esel herumschlendern. Neuerdings wurde eine Gasverwertungsanlage gebaut, welche die Ölgase und andere Nebenprodukte aufarbeitet. Früher ließ man die Gase offen verbrennen. Damals war Fields in weitem Kreise von Rauchsäulen bei Tage und von Feuersäulen des Nachts umgeben. Drei davon brennen noch heute.

Die Petroleum-Gesellschaft tut alles, um den auf ihrem Gebiet Weilenden das Leben angenehm zu gestalten. Sie hat Klubhäuser, eine Bibliothek, Tennisplätze, eine Rennbahn, persische Bäder, Lichtspielhäuser, Theater und Konzerthäuser gebaut sowie Abendschulen eingerichtet, wo eingeborene Arbeiter lesen und schreiben lernen können; außerdem wurden natürlich Fernsprecher, Telegraph und Rundfunk angelegt.

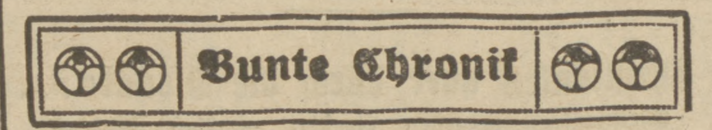
Der ungelernte eingeborene Arbeiter erhält etwa eine Mark täglich; aber die Löhne schwanken selbstverständlich, und ein gelernter Arbeiter, wie ein Zimmermann oder Nieter, vermag vier bis fünf Mark täglich zu verdienen. Kaufmännische Angestellte bekommen bis zu 500 Mark im Monat. Das Leben in Fields ist nicht teuer . Nach einigen Jahren erhält der Eingeborene freie Unterkunft, und zwar drei Räume und einen kleinen Platz für den Harem, und auch die Weißen finden bequeme und gemütliche Wohnungen.

Etwas, was man im Ölgebiet niemals zu Gesicht bekommt, sind Petroleum und Geld . Jenes kann man zwar zuweilen riechen und schmecken, im übrigen bleibt es völlig unsichtbar. Auch bares Geld ist durchaus überflüssig. In den Läden, die der Verschiedenheit der Waren nach wohl die reichhaltigsten der Welt sind, kauft man zu Lasten seines Gehalts, und auf dem Basar wird ausschließlich mit Gutscheinen bezahlt.

Das häusliche Leben wird dadurch besonders bequem gemacht, daß die Öl-Gesellschaft alle lästigeren Arbeiten übernimmt. Sie bäckt, spielt den Maler und Zimmermann und besorgt selbst die Wäsche. Letztere allerdings zuweilen allzu gründlich, wie eine zu Besuch weilende Dame aus England zu ihrem Entsetzen erfahren mußte, die ihre sämtlichen weißen Kleider sauber gewaschen zurückerhielt — nur, daß jedes auf der Vorderseite in großen schwarzen Buchstaben den Stempel A. P. O. C. (Anglo-Persian Oil Company) trug.

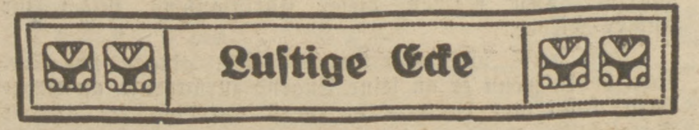
Bemerkenswert ist in Fields die Feuerwehr. Ein Brand in diesen Petroleum-Städten müßte ja auch eine fürchterliche Katastrophe bedeuten. Die Brandwehr besteht aus Persern, ausgesuchten, turnerisch vorzüglichen Leuten, die vom Augenblick des Alarms ab in 122 Sekunden fünf Spritzen fahrbereit haben und damit wohl jeden Rekord schlagen. Auf 30 Meter hohen Wachttürmen sitzen Ausgucke, die Tag und Nacht die gefährdeten Gebiete absuchen. Die Feuerwehrleute bilden das Entzücken der männlichen Jugend, die ausnahmslos zu dem gleichen Beruf entschlossen ist.

Man hat heute Bohrlöcher auch an Stellen niedergebracht, die früher als völlig unzugänglich galten. Es gibt heute 150 Bohrtürme, von denen zur Zeit meines Besuches 21 in Betrieb waren. Das tiefste Bohrloch erreicht rund 3000 Meter. An das erste hier niedergebrachte erinnert ein hölzernes Gerüst. Das unweit davon gelegene Dorf Dar-el-Khasineh, der „Eingang zu den Schätzen", hat die in seinem Namen liegende Prophezeiung auf das glänzendste erfüllt.



Der Schatz auf den Kokosinseln aufgegeben.

Vor einem Jahr zog eine englische Expedition aus, um den sagenhaften Schatz auf den Kokosinseln zu bergen. Jetzt kommt von dem Expeditionsschiff, dem Segelkreuzer „Vigilant", die Nachricht, daß die Expedition unverrichteter Sache umkehren muß. Das Schiff kann heute nicht mehr als seetüchtig bezeichnet werden. Der hölzerne Schiffsrumpf ist von Würmern zerfressen und weist an verschiedenen Stellen größere Beschädigungen auf. Die Besatzung des Schiffes ist über den negativen Ausgang des mit großem Aufwand begonnenen Unternehmens sehr enttäuscht, aber der Führer glaubt, bei dem jetzigen Zustand des Bootes eine Fortsetzung nicht verantworten zu können. Sieben Tage lang trieb das Schiff auf dem Wasser, und nur durch einen Zufall konnte die Besatzung aus größter Lebensgefahr gerettet werden. Die Lebensmittelvorräte waren bereits völlig erschöpft. Die Rückfahrt wird auf einem anderen Schiff angetreten werden.



Kleiner Irrtum.



„Endlich sitzt einmal meine Krawatte anständig!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.